

Sehnsucht nach der Kolchose



Rund 20 Jahre nach dem Ende der Sowjetunion scheint das kleine Kirgistan nur langsam im postkommunistischen Zeitalter anzukommen. Arbeit ist rar, aber nicht alle Kirgisen wandern aus. Ein Besuch bei den Baumwollpflückerinnen im Ferganatal

TEXT: LYDIA SONDEREGGER · FOTOS: NELLY RODRIGUEZ

Es wird nicht lange gezögert. Kaum auf dem Feld, binden sich die Frauen ein Tuch um Nacken und Hüfte, ein anderes zur Reserve und Rückenstütze um die Lenden. Im südwestlichen Teil Kirgistans, der vorwiegend islamisch geprägt ist, tragen die Frauen meistens Röcke. Ein paar Arbeiterinnen tauschen diese jedoch gegen Hosen, weil die sich besser für die Feldarbeit eignen.

Die Baumwollpflückerinnen arbeiten flink. Ein weißes Büschel nach dem anderen wird von den Knospen abgezupft und schnell in die sackartig umgebundenen Tücher gesteckt. Nur ein sternförmiges Knospenskelett bleibt an der Staude zurück. Nicht lange wird es dauern, bis die Tücher schwer und prall gefüllt an den Schultern der Frauen ziehen.

Die Arbeiterinnen beklagen sich aber nicht. Auch wenn das Geld mit harter Arbeit verdient werden muss, sind sie froh über den finanziellen Zuschuss. Sei es, um damit die Familie zu unterstützen, oder um sich einen Teil des Studiums zu finanzieren. Zwischen 60 und 90 Kilogramm Baumwolle am Tag pflücken sie, für einen Kilopreis von etwa fünf Cent. Gegen Ende des Erntemonats September, wenn die Baumwolle schnell gepflückt werden muss, damit die offenen Knospen nicht von Niederschlag beschädigt werden, kann der Preis auf etwa 16 Cent pro Kilogramm steigen.

Arbeitsplätze sind in Kirgistan nicht im Übermaß vorhanden. Hohe Arbeitslosigkeit und schlechte Aussichten auf

Veränderungen in dem kleinsten und gebirgigsten zentralasiatischen Staat bewegen viele Menschen dazu, auszuwandern: Rund ein Fünftel der kirgisischen Bevölkerung arbeitet und lebt im Ausland. Ein Großteil von ihnen in Russland, wohin sich Kirgisen seit 2007 visumsfrei bewegen können. Mit diesem Abkommen reagierte Russland auf das zunehmende Werben um Arbeitsmigranten seitens seiner Nachbarn Kasachstan, der Ukraine und Weißrussland.

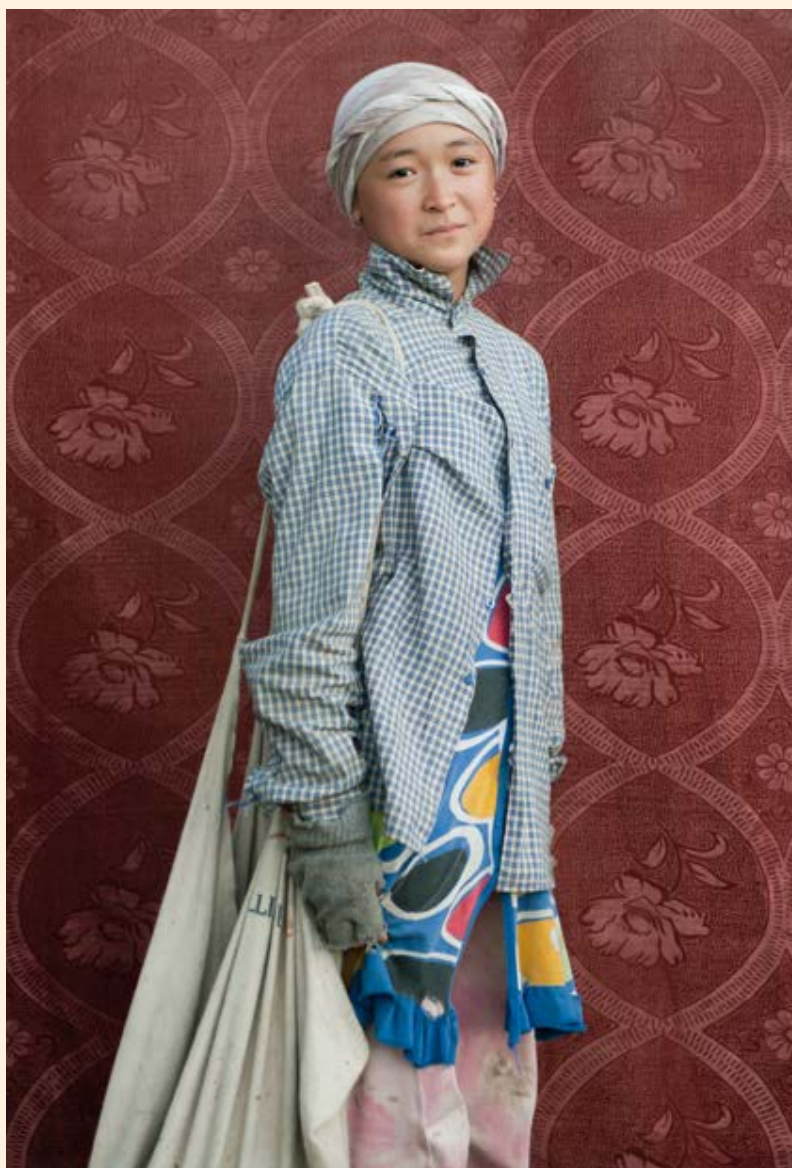
Die Emigration hat so manche Familie getrennt. Viele ältere Menschen leiden unter den Folgen der Unabhängigkeit Kirgistans.

Ohne die übergreifende politische Struktur der Sowjetunion fehlten dem Staat die finanziellen Mittel, um Pensionierten eine ausreichende Rente zu bezahlen. Menschen, die um 1991 schon zu alt waren, um sich in der freien Marktwirtschaft eigenes Kapital zu schaffen, gerieten in Abhängigkeit von ihren Kindern oder verarmten, falls sie keine Nachkommen hatten. Es kommt daher nicht selten vor, dass der erste Enkel den Großeltern »geschenkt« wird.

Dann nehmen diese das Kind in sehr jungen Jahren zu sich und erziehen es – damit es auch im Erwachsenenalter bei ihnen bleibt und für sie sorgt.

Bei Almaz Kalbaeva und seiner Frau Gulmira ist das der Fall. Sie leben in dem kleinen Dorf Chong-Bagish im Südwesten Kirgistans. Almaz versucht, sich und seine Familie mit einem veralteten Taxi über die Runden zu bringen. Einer seiner Enkel lebt bei ihnen, seit er drei ist. An den Wochenenden werden Almaz und Gulmira meist von den leiblichen Eltern des kleinen Jungen besucht, die mit weiteren Geschwistern im Nachbardsdorf wohnen.

Die hoch stehende Sonne kündigt die Mittagszeit an. Auch im Spätsommer ist sie hier, im zentralasiatischen Hochgebirge des Tian Shan, noch stechend warm. Die Pflückerinnen hieven die zusätzlich wärmenden, beinahe berstenden Baumwollsäcke mit viel Schwung auf ihre Schultern, passieren damit den Bewässerungskanal und legen die Last auf dem Feldweg ab.



Der Landbesitzer Aibek ist inzwischen mit einem Ladewagen herangefahren und hat mit einem Birkenast und einer Wasserwaage eine Vorrichtung zum Wiegen der Säcke angefertigt.

Erwartungsvoll hängen die Pflückerinnen ihre Säcke daran. Das Resultat wird sorgsam von der jungen Pflückerin Bakytgül in einem Schulheft verzeichnet. Erst nachdem alle Säcke gewogen und auf der Ladefläche entleert wurden, breiten die Frauen ein paar farbige Teppiche und Matratzen aus und versammeln sich um den Reiseintopf, den Aibeks Schwiegertochter mitgebracht hat. Nach-

dem die Mahlzeit mit einer Tasse Tee beendet worden ist, begeben sich die Pflückerinnen wieder auf die Felder und fahren fort, ihre Reihen Meter um Meter nach der weißen Frucht zu durchsuchen.

Die Baumwollernte hat gerade erst begonnen, sobald sie aber richtig in Fahrt kommt, wird der Grundbesitzer Aibek die tüchtigen Tagelöhner aus Usbekistan hinzuziehen. Sein Grundstück liegt direkt an der Landesgrenze. Schon seit vorsowjetischer Zeit leben in diesem Gebiet Kirgistans viele Usbeken. Die beiden Bevölkerungsgruppen sind eng zusammengewachsen und viele Familien haben sich gemischt. Trotzdem ist unter den Dorfbewohnern klar, wer kirgisischen und wer usbekischen Ursprungs ist.

2010 kam es im Südwesten des Landes zu schweren Unruhen zwischen Kirgisen und Usbeken. Über die Anzahl der Toten sowie über die Ursachen hört man sehr unterschiedliche Geschichten. Meist heißt es, dass der erzwungene Rücktritt des damaligen Staatspräsidenten Bakijew im Frühling desselben Jahres Auslöser der Unruhen war. Viele Bewohner aus dem Südwesten hielten zu Bakijew, der früher in der Provinzhauptstadt Djalalabad amtierte, während die usbekische Minderheit mit der Opposition sympathisierte. Einer anderen Theorie nach wurden die Unruhen bewusst geschürt, um afghanische Drogengeschäfte umzuleiten. Kirgisische Zeitungen wiederum berichten, dass junge usbekische Randalierer die Wirren entfacht haben sollen.

»Es ist schleierhaft, wie die Eskalation zustande kommen konnte trotz der dichten Verflechtung der beiden Ethnien«, sagt die Usbekin Macharam, die auch in Chong-Bagish lebt. Vielleicht sei der Alltag gerade deswegen relativ schnell wieder eingekehrt, glaubt sie: »Schon wenige Tage nach dem Ausbruch der Wirren wurden die Marktstände und die Universitäten wieder geöffnet, die Flüchtlinge aus Usbekistan kamen wieder zurück.«

Letzteres allerdings auch, weil Usbekistan aufgrund des star-

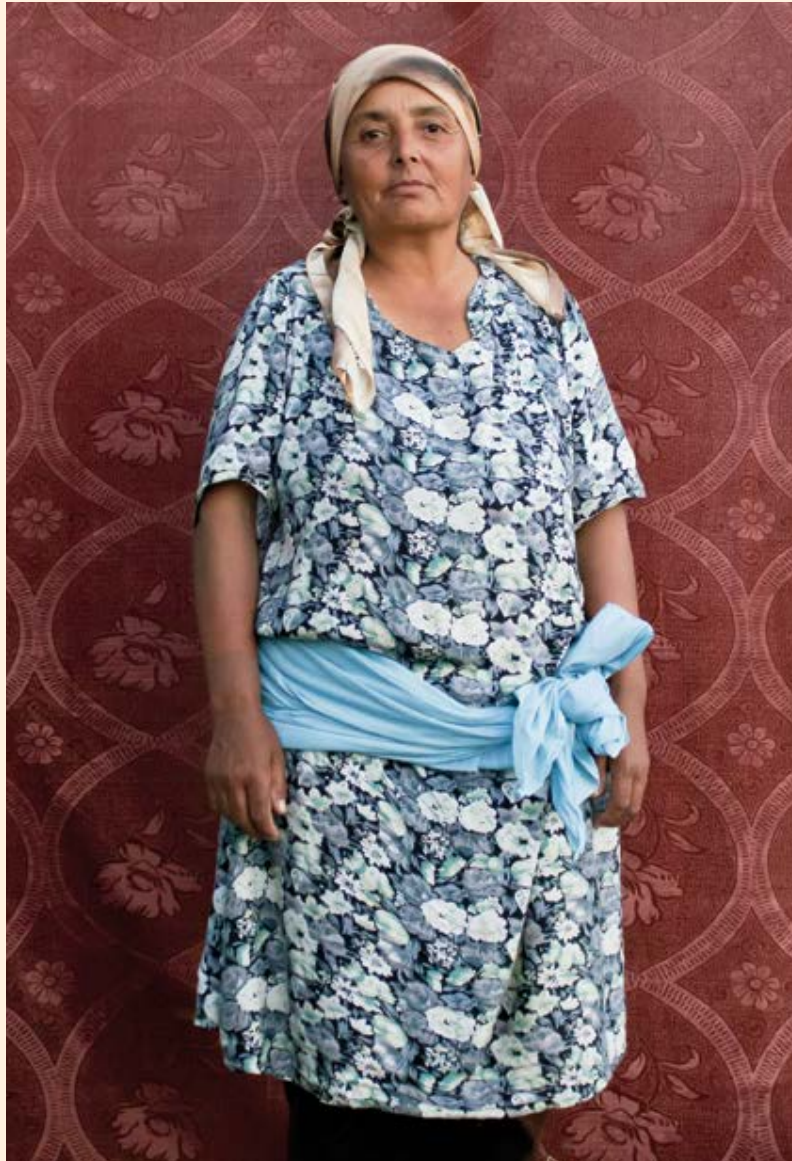
ken Flüchtlingsansturms die Grenzen schließen musste. Noch immer sei die kirgisisch-usbekische Grenze ein gefährliches Gebiet. Aber nicht nur die usbekische Minderheit im Südwesten Kirgistans bietet Anlass für Reibereien zwischen den beiden Staaten. Flüsse, die in den kirgisischen Gebirgen entspringen, speisen das Ferganatal, welches aus usbekischem, tadschikischem und kirgisischem Boden besteht und als Kornkammer Zentralasiens gilt.

Die Bewässerungspolitik bietet immer wieder ein breites Konfliktfeld.

Auch die Bewirtschaftung der Baumwollfelder benötigt viel Wasser. Jedes Dorf hat eine eigene Wasserverwaltung und ein Kanalsystem, welches am Hauptfluss andockt. Die äußersten Adern der Kanäle umkreisen die Felder und bewässern diese, reguliert durch Schleusen. Je näher das Grundstück beim Hauptfluss liegt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass es auch während der trockenen Phasen mit Wasser versorgt ist.

Macharam kocht Schwarztee, bricht ein selbst gebackenes Brot in Stücke und serviert es samt Aprikosenmarmelade auf der schmucken, eisernen Sitzfläche im Garten. Die Usbekin lebt schon seit vielen Jahren in Kirgistan, ihr Mann war Kirgise. Sie erinnert sich an die Zeiten der Sowjetunion, als die Leute eine differenzierte Bildung genossen haben, die Lebensmittel günstig waren und sich jeder ein gutes Leben leisten konnte. Russische Zuzügler machten ungefähr fünf-

zig Prozent der Dorfbewölkerung aus. Vor allem administrative Posten sowie die Stellen für Lehrer und Ärzte wurden von ihnen belegt. »Die Menschen haben sich verändert seit der Unabhängigkeit Kirgistans«, sagt Macharam. »Das kollektive Wirtschaften hat uns verbunden und Jovialität geschaffen. Die fehlt uns heute, wo jeder für sein eigenes Wohl verantwortlich ist. Dafür kann man sich jetzt ungestört ein zweites Auto kaufen oder ins Ausland verreisen.« Und sie zeigt ein Familienalbum mit Fotos von einer Reise zu ihrer Tochter nach Moskau. Außerdem freut sie sich über die



islamisch geprägten Rituale, die sie jetzt wieder ungehemmt ausüben kann. Nach dem Tee formt sie die Hände zu einem Kelch und streicht sich damit zur Segnung der Mahlzeit einmal übers Gesicht.

Auf dem Feld scheint die Arbeitslust unterdessen erst gegen Abend etwas nachzulassen. Die lebensfrohe Farida stimmt mit warmer Stimme ein kirgisches Volkslied an, andere Pflückerinnen tauschen Dorfgeschnehnisse zwischen den Baumwollstauden aus oder bewirtschaften sich gegenseitig mit Tee. Mit dem Sonnenuntergang wird die Ernte wieder zusammengetragen, gewogen und auf dem Ladewagen verteilt. Da hat sich mittlerweile schon ein bauschiges, weißes Baumwollbett gebildet, das zur Entkörnungsanlage gebracht wird. Die Anlage wurde noch zu UdSSR-Zeiten erbaut und ist mit ihrer stattlichen Größe ein Indiz für die damalige Hochblüte der Baumwollproduktion.

Der Ladewagen wird bei der Einfahrt auf eine Waage gelenkt. Ein Vertreter der Entkörnungsanlage liest unter Aibeks Aufsicht das Gewicht ab und notiert es mit wichtiger Miene. Der Inhalt wird nun auf dem Platz vor den Fabrikhallen von jungen Angestellten wortwörtlich aus dem Wagen getreten. In den darauf folgenden Schritten wird die Baumwolle gesäubert und entkernt. Die langen Baumwollfasern, die Linters und die sogenannten toten Fasern werden voneinander getrennt und separat verpackt. Der Verwalter Kaium bedauert die Zeiten der Sowjetunion, als der Staat ein sicherer Abnehmer der Baumwolle war: »Jetzt muss man sich auf dem Weltmarkt etablieren und versuchen, mit Ländern wie China und Indien zu konkurrieren, die unvergleichbare Mengen an Baumwolle auf den Markt bringen. Hinzu zu der verhältnismäßig geringen Quantität kommen der lange Weg zum Meer und die vielen Zölle, die kirgisische Baumwolle hinter sich bringen muss. Das Preisangebot auf dem globalen Markt ist schwankend und schwer berechenbar. So steigen viele Bauern auf Mais, Luzerne oder Bohnen um.«

Seit einigen Jahren gibt es in Kirgistan auch Bauern, die Baumwolle biologisch anpflanzen. Trotz den anfänglich hohen Investitionen steigen immer mehr auf diese Bewirtschaftung um. Die Bauern entscheiden sich vor allem wegen den angeblich höheren und konstanteren Abnahmepreisen sowie dem billigeren Saatgut dazu, auf den biologischen Anbau umzusteigen. Dabei nehmen sie in Kauf, dass die Ernte während den ersten zwei bis drei Jahren als

In-conversion-Baumwolle gilt und noch nicht als Biobaumwolle verkauft werden kann.

Sowohl biologische als auch herkömmliche kirgisische Baumwolle wird exportiert. Das Land verfügt über keine eigene Faden- oder Stoffproduktion. Verfolgt man die Kette der Kleiderindustrie, kann man ein paar Schritte später aber wieder nach Kirgistan zurückkommen. Vor allem in und um die Hauptstadt Bischkek herum gibt es einige Nähwerkstätten, die jedoch in erster Linie chinesische Stoffe verarbeiten. Häufig werden die Kleider auch nicht für den inländischen Gebrauch angefertigt, sondern nach Russland oder Kasachstan geliefert. »Man müsste die Industrie ausbauen«, sagt Aibek, »nicht nur die Rohfaser verkaufen, sondern Stoffe und ganze Kleider.« Kirgistan könnte so viel zum Export anbieten, glaubt Aibek: Pferdefleisch, Äpfel, Walnüsse, Dörraprikosen, Sojabohnen, Elektrizität, Gold und natürlich Baumwolle. »Aber die Politiker unterstützen die Entwicklung des

Landes nicht, sondern wirtschaften nur in die eigenen Taschen.« Damit zündet er sich eine Zigarette an und fährt zurück ins Dorf. •



Lydia Sonderegger ist freie Journalistin. Die gebürtige Schweizerin lebt derzeit in Berlin.

Nelly Rodriguez ist freie Fotografin, sie arbeitet und lebt in Zürich. www.nellyrodriguez.ch